

Große Vorbereitungen.

Für des Gatten Heimkehr. — Wie Frau Ritsch für ihres Mannes Bequemlichkeit und seine gemütliche Häuslichkeit sorgt.

Brooklyn, July 24.

Herr Doktor, Mißer!

Es war ein Schurpreis, hierher zu kommen für alle, obwohl wir es die Leute lesen, wie es in dem Papier ge- handen, daß er, der Mißer Ritsch, sicher ist, diese Woche zu kommen, so hätten sie es denken können, denn als Hausfrau, Gattin und Mutter ist es mein Platz hier zu sein und ihn das Haus aufzusuchen, daß es Alles bequem ist und pfeffert für ihn, wo das Studium für jede Frau sein muß, daß er seine bequeme Häuslichkeit hat (die Vorhänge mach ich nicht auf, weil sie so fürchterlich verstauben in Sommer), denn wenn ein Mann es gemütlich hat im Hause und seinen Komfort (den Deining-Room lasse ich ungepfeert wegen den Rug, wo so nicht erst auf- gelegt werden soll und wir essen in die Küche, wo es bequemer macht wegen die Dishes, wo man nicht zu schleppen hat), wenn er den Komfort im Hause hat, so sucht er ihn nicht aufsteig von dem Hause, dieses ist, was die meisten Frauen nicht daran denken, wenn sie näher über die Männer schimpfen, jedoch, Herr Doktor, nicht daß ich mich selber loben thäte; so eine bin ich nicht, denn es ist Alles bloß für ihn und seinen Komfort und natürlich auch wegen die Wotten, deswegen habe ich in dem Parlor und in seine Leib- rari und überhaupt den ganzen Floor Alles zugebedt und plenty Kamper dazwischen, und er kann ja sein Pa- pier gerade so gut in die Küche legen, denn das kleine Opfer, daß er da nicht schmoden soll, weil es sich so in die Butter hinein zieht und wann die Eis- bar aufgemacht wird, dann läßt sich die Speisen, wo darin sind, sehr leicht einen Lächel von kalten Tabak- schmodt, so dieses wäre nicht zu viel verlangt, daß ein Mann dieses Opfer bringt, wann eine Frau es ihres Wis- nes macht, es bloß für ihn schiervoll und komfortabel zu machen, denn daß er einsteifen in den einen Mädchens- zimmer im Topflur schlafen soll (wir haben einsteifen bloß ein Mädchen), das ist doch bloß zum Besten, denn selbst wann man Scienis hat un- scheinbar legt und Alles, es ist schrecklich, wie die Fliegen Alles taput machen und an die theuere Braß- Bedstead besonders ist es so schwer weg zu kriegen, deswegen mache ich in den Sommer das Bettroom gar nicht auf, denn was ist die Differenz für ihn, wo er schläft, und ich schlafe einsteifen bei meine Tochter; auch ist eine Er- sparnis in die Bettwäsche, denn eine Frau, wo eine gute Hausfrau, Gattin und Mutter ist, muß an Alles denken, z. B. so lange wir in die Küche essen, lege ich kein Tüchel auf, sondern ein sehr schönes braunes Wachstuch, wo man es nicht so darauf sieht, überhaupt hier bei diese Feuch- tigkeit, wo Alles so leicht ruiniert wird, kann eine Frau nicht carevoll genug sein, weshalb auch das gute Egeschirr und die echten Spons alle weggepadt, Herr Doktor, Sie glauben es nicht, was eine Frau Alles zu thun und zu denken hat, wann sie es ihr Köstlich macht, den Mann zu pfeffen, daß er dadurch an das Haus gefesselt wird, und besonders jeh, wo er nach so lange Reise und Abwesenheit zurückkehrt und man ihn schurpreisen will auch mit Ge- schenke, wo wirklich, mitaus mich loben zu wollen, da ist mir nichts zu viel, so für Intenz habe als Schurpreis ein Präsent wo er sich schon lang ge- wünscht, nämlich einen Douche-Appa- rat, for in Badezimmer anjemachen, jedoch vor den Winter wird es nicht aufgemacht, denn jeh in Sommer, wo es so viel gebraucht wird, wäre es zu viel Schweinerei, überhaupt, Alles naß machen, dieses dulde ich nicht, auch im Winter. Wann er es gebraucht darf er es nie ganz aufdrehen, es ist Alles nidelgeplädet und der feinste Robber, und noch ein Präsent, nämlich eine neue extrafeine Lederlaunisch for den Deiningroom (wo einsteifen noch ge- schliffen ist), aber wann er es wieder macht wie bei der früheren, wo er durch das Darauflegen nach dem Es- sen ganz eingedrückt hat, da werde ich wirklich böse, und ein Rißen habe ich geschickt, for seine Bequemlichkeit, so et- was Feines, Herr Doktor, die Stickeri ganz mit Gold- und Silberfäden, „Schlaf gut“ ist darauf geschickt, un- ich habe es im Parlor hingestellt un- einen eigenen Glaskasten darüber ma- chen lassen, denn zum Verstauben wäre es wirklich zu schade, aber es prunt ihn, wie ich an ihn denke und Alles gethan habe, ihn einen großar- tigen Empfang zu geben, das heißt hoffentlich arreidt der Stiemer nicht



gerate an diesen Donnerstag, denn, Herr Doktor, da habe ich Vießches bestellt zum Einmachen, und Sie wissen wie dieses ist, Herr Doktor, ein Mann ist dabei nur im Wege, und auch mit Dinner oder großes Zopfer- locken kann man sich nicht abgeben, und am Freitag wann er käme, würde es auch nicht passen, weil ich da die Frau bestellt für in obersten Flur die Paint an die Wände und Ceilings mit Seife zu wasche und am Samstag lasse ich in die Halls und Trepp- en die Carpets abmachen, wo bei die Abreise veräumt worden ist, und ich lasse sie dann im Winter erst wieder legen, und es muß ihn doch auch freuen, eine Frau zu haben, wo so zu Allen tendet, bloß for seinen Komfort und damit er es recht gemütlich hat. Nichts mehr for heute, in großer Eile In Häßt Ihre treuliche Mißes John Ritsch. Wann er an Donnerstag kommt, muß er einsteifen in Hoboten bleiben, denn ich kann die Vießches nicht abstellen. Das hätte er wissen sollen und nicht gerade einen Stiemer neh- men, wo an den Tag arreidt, wo ich die Vießches zum Einmachen geordert habe. Aber so sind die Männer, man thut Alles for sie, und sie denken nicht daran, eine Rücksicht zu nehmen, und thun es aus Speit, gerade an einen Donnerstag nach so lange Abwesen- heit anzukommen. Mißes J. R.

Ein Wint für einen „großen Herrn“.

In einem an einen österrichischen Aristokraten gerichteten Briefe Moz- zaris befindet sich die folgende Stelle: „Wenn ich nur wüßte, wer Ihnen ge- sagt haben sollte, daß ich faul sei. Geben Sie ihm nur — ich bitte Sie gar schön, denn einem Baron ist ja so etwas erlaubt — von meinem einen paar tüchtige Maulschellen dafür. Ich wollte ja herzlich gern in einem fort arbeiten, wenn man mir nur erlauben wollte, nur solche Sachen zu komponi- ren, die ich will und kann und mit denen ich bei mir selbstigen Ehre ein- legte. Vor drei Wochen habe ich eine Sinfonie geschrieben und mit der morgigen Post biete ich Hofmeistern drei Quartetten an, wenn er mir sie bezahlen will. Ach, wenn ich doch nur ein großer Herr wäre, da würde ich sagen: Mozart, jeh schreibe dir für meine Rechnung, aber so gerade das, was dir auch selber gefällt, und so gut, als du's nur immer kannst. Du bekommst keinen Kreuzer, bevor du et- was fertig gemacht hast; aber ich kaufe dir alle deine Manuscripte ab, und du brauchst sie nun nicht mehr auf'm Markt herumzutragen wie einfräsi- chermoid.“ Dieser erschütternde Bei- trag zu dem Thema von „Künstlers Erdennollen“ erhält eine tragikomische Pointe durch die Art, wie der hohe Herr den Wint verstand. Dieser hatte nämlich selber eine Sinfonie komponiert und er erzeute Mozart durch Zufundung — seines Wertes. Der Schöpfer des „Don Juan“ war übrigens gutmütig genug, den „schö- nen Gesang“ der Arbeit des Barons zu rühmen, obwohl er sich nicht ver- sagen konnte, sein Urteil durch die fol- gende Bemerkung etwas einzufächern: „Bei etwas natürlichen Anlagen und Liebe zur Kunst bildet sich man- cher ein, er könne auch mit dem Kom- ponieren fertig werden. Einigen ge- lingt es dann auch, etwas Leichliches herauszubringen, aber meist doch nur durch das Zusammenfügen von ein- paar Gedanken, die sie von anderen ge- stolzen haben, weil sie selber keine haben. Andere haben auch wohl Ideen, können sie aber nicht richtig aufpassen und wiedergeben und in diesem Falle befinden sie sich. Aber im Namen der heiligen Cäcilia bitte ich, nehmen Sie mir's ja nicht übel, daß ich so mit Ihnen umgehe.“

„Alleweil hat's so kommen müssen“.

Bei der Einweihung der Gedäch- nishalle bei Gravelotte durch den Kaiser, hatten sich auch die Krieger- vereine in großer Zahl eingefunden. Der Kaiser unterhielt sich mit einigen Mitgliedern derselben und stieß hier- bei auch auf einen biederen Baderfer, dem er die Frage vorlegte, ob er denn die Ursache des deutsch-französischen Krieges wisse. „Alleweil hat's so kommen müssen“, antwortete der Ba- denfer prompt, „denn ehe uns der Kaiser-Rapoleon die Pfalz abge- nommen hätt“, haben wir ihm lieber das Elsaß genommen.“ An Ihnen ist ein Diplomat verloren gegangen“, sagte der Kaiser, indem er sich lä- chelnd abwandte.

Roosevelt's Titel.

Colonel William Verbed von der St. Johns Schule zu Manhattan, N. Y., erzählt einen Scherz von der Schulprüfung in einer Schule zu Syracuse. Dort wurde eine kleine Schülerin gefragt: „Wer ist das Oberhaupt unseres Landes?“ „Herr Roosevelt“, war die prompte Antwort. „Das ist richtig“, sagte die Lehr- rin, „aber welches ist sein offizieller Titel?“ „Teddy“, sagte das kleine Fräulein mit strahlendem Gesichtchen. „Nun, Dorfschule, seid Ihr mit dem neuen Lehrer zufrieden?“ „So viel ich gesehen habe, schlägt er gut ein, Herr Landrath!“

Theaterzorn.

Skizze von Walter Schulte vom Brühl.

Der Heldenvater durchmaß mit großen Schritten das Konversations- zimmer des Theaters. Seine Augen sprühten Blitze. Er sah aus, als müßte er in dem neuen Stüde, von dem gleich die Leseprobe stattfinden sollte, einen siebenfachen Fluch über einen ungerathenen Sprößling hin- ausbrüllen.

„Was hat nur der Ruffow? Er ist heut so furios, so unheimlich“, frug der Bonivandant den schüchternen Liebhaber.

Da häufte die Naive herein und rief: „Na, das ist aber mal nett vom Direktor. Gratulir' Ihnen, Ruffow, daß Sie aus der Sorge raus sind. Also auf ein Jahr weiter engagirt.“

Die Kollegen traten auf ihn zu, ihm gleichfalls Glück zu wünschen. „Hahahaha!“ lachte der Heldenvater groll und zog einen Brief aus seiner Tasche. „Hahaha, verpöflet bin ich, ein Ausfägiger bin ich, und dies Viehvolk gratulirt mir dazu!“

„Bist du übergeschnappt?“ frug der Bonivandant. Aber der andere schrie: „Noch nicht, noch nicht ganz, Kollege. Aber ich müßte es sein, müßte der er- bärmlichste Schuft, müßte ein Ver- räther an unserer Kunst sein, wenn ich einen Augenblick länger in diesem Affentasten bliebe.“

„Na, na, sollstest gehen, dem Direk- tor danken“, mahnte ein Einseitiger. „So, so werd' ich ihm danken!“

särie der Heldenvater, zerriff den Brief und schleuderte die Feggen dem Helben ins Gesicht. „Hahaha! Solch' ne Beleidigung! Weiter engagirt un- ter der Bedingung, daß „das Mit- glied“ im „Bedarfsfalle“ auch Statistenrolle übernehme. Habt ihr gehört, statiren soll ich. Hahaha! Aber ich werd's ihm steden, ich werd's ihm geigen. Gleich geh' ich zu ihm hin.“ schnaubte er, las die Heile des Briefes auf und steckte sie wieder in die Tasche.

„Er ist eben angekommen. Er ist im Direktionszimmer. Da geh' nur gleich. Das sieh ich mir auch nicht gefallen.“ hezte der Intrigant.

Die anderen suchten den Wüthen- den zurückzuführen, zu begütigen; aber der Heldenvater riß sich los, stürzte hinaus und stand gleich da- rauf in tragischer Größe vor seinem Direktor.

„Was ist Ihnen denn, lieber Ruffow? Haben Sie Zahnschmerzen, oder sind Sie freudig erregt, daß wir wieder für ein Jahr zusammenblei- ben?“ frug der Theatergewaltige be- haglich.

„Zusammenbleiben, wo man mich zum Statisten begrabiden will. Ich gehe, ich gehe!“ leuchte der Mime. „Statiren Sie selber, Herr Direktor!“

„Na, wenn Noth an den Mann geht, kommt's mir auch darauf nicht an“, antwortete der Chef. „Doch, wie Sie wollen. Ich will Sie nicht halten. Aber so aufzuregen brauchen Sie sich am Ende doch nicht. Hab's gut mit Ihnen gemeint. Und wenn unsere erste Salondame nichts bei der Klausel findet...“

„Was, die Massen bleibt — mit der Statistenlaufel im Kontrakt? — Pfui, dreimal pfui über dies Weiß! Das ist Verrath an der göttlichen Kunst! Verrath an unserem priestler- lichen Stande!“ schrie der Heldenvater und machte Miene, als wolle er in tiefer Entrüstung ausspuden.

„Na, zerhaben Sie sich mal nicht“, mahnte der Direktor. „Und am Ende ist's doch auch 'ne ganz nette Sache, 'nen Thaler einzustreichen, ohne das Maul dafür aufzumachen.“

Der Heldenvater stuchte. „Wird denn das Statiren der Solomitglieder extra bezahlt?“ frug er beklom- men.

„Na selbstverständlich, 'nen Tha- ler giebt's jedesmal. Ich will doch nichts geschenkt haben.“

Der Heldenvater ließ sein Rinn in die Kravatte sinken. „Hm, hm“, brumnte er. „Ich war da wohl et- was erregt, Herr Direktor. Aber wenn die Massen mit den gleichen Be- dingungen weiter bleibt... hm, hm.“

„Sie wollen mir wohl danken, ste- ber Ruffow, daß ich's wieder ein Jahr mit Ihnen riskiren will“, frug der Direktor ungeduldig.

„Ja, ja, das war die Absicht. Eben deshalb war ich so frei, Sie zu stören, verehrter Herr Direktor. Dank, hei- ßen Dank!“ antwortete der Heldenvater und schüttelte dem Chef beide Hände, mit bewegter Stimme versichernd, daß das deutsche Theater Ursache habe, stolz zu sein auf einen so echt künstlerischen und gerecht empfindenden Direktor, einen Direktor, an dem sich alle anderen Bühnendirek- toren ein nachahmenswerthes Beispiel nehmen könnten.

„Ein Schaden. Wohlthätiger alter Herr: (zu klei- nem Anaben, der weint): „Was fehlt Dir, mein Junge?“ Kleiner Anabe: „Du — hu! Ich hab' Sir Pence verloren.“ Wohlthätiger alter Herr: „Macht nichts, hier hast Du andere.“ (Giebt sie ihm). „Warum weinst Du denn jetzt noch?“ Kleiner Anabe: „Weil ich nicht 'n Schilling gefagt habe.“

Der Rechte. „Um eine Wette zu erledigen“, sagte der Besucher im Redaktionsheiligthum, „möchte ich gern wissen, wie lange ein Mensch ohne Nahrung leben kann.“ Fragen Sie den Herrn dort drü- ßen mit den langen Haaren“, antwor- tete der Heulleton-Redakteur. „Ist das der Briefkastenontel?“ „Nein, es ist ein Dichter.“

In den Hundstagen.

Humoreske von Hans Horina.

„Herr Tippelmann“, sagte der Amtsvorstand Tögler an einem hei- ßen Julitage zu seinem Kanzlisten, „der Lammelbein, dieser winbige Diurnist, schläft ja den ganzen Tag. So geh's nicht mehr weiter! Sie, Herr Tippelmann, sitzen mit ihm auf einem Zimmer; passen Sie auf, und wenn das Faulthier wieder einmal schläft, so melden Sie mir's sogleich; ich werde dem Kerl dann den Stand- punkt klar machen!“

„Sehr wohl, Herr Vorstand!“ er- widerte der Kanzlist devot und begab sich an seine Arbeit. — Lammelbein, der Gegenstand dieser kurzen Zwie- sprache, saß an seinem Schreibtisch und trippelte schlaftrig an einem At- tenstüd. Von Zeit zu Zeit fielen ihm unwillkürlich die müden Augenlider zu, sein schweres Haupt sank immer tiefer herab, und nachdem er noch eine Weile vergeblich gegen die immer stär- ker werdende Schläffucht angepöflet, überließ er sich schließlich willig dem so aufdringlich bevorstehenden Schlum- mern.

Tippelmann, welcher ihn gemäß dem gewordenen Auftrage unausge- setzt im Auge behielt, hätte ange- sehen seines Bisavias am liebsten auch die Feder hingelegt und ein Niderden gemacht, denn auch ihn beschlich bei 23 Grad Reaumur im Schatten, eine nahezu unüberwindliche Schläffucht; nun aber raffte er sich auf, erhob sich so geräuschlos als möglich, schlich auf den Zehenspitzen zur Thüre des Ne- benzimmers, wo der allgewaltige Amtsvorstand residierte, und sagte, ohne erst anzuklopfen, damit der verbrecherische Schlaf des Diur- nisten nicht etwa eine Störung er- fahre, öffnete er die Thüre. Schon wollte er nach einer tiefen Verbeugung in der Richtung des Vorstandspultes Meldung erstatten, da erstarrte ihm das Wort auf den Lippen: Dort sah der würdige Herr Vorstand, behaglich in sein Schreibtischfauteuil zurückge- lehnt, und — schnarchte selbst, daß die Fensterscheiben zitterten!“

Kopfschüttelnd schlich sich der Kan- zlist wieder auf seinen Platz zurück, lä- chelte still vor sich hin, gähnte hieauf mehreremal hintereinander, nahm die Feder pro forma in die Hand und schlummerte alsdann auch ein. — Tiefe Stille herrschte eine Zeitlang in den Bureau's. Endlich regte sich im Zimmer des Amtsvorstandes; der „Alte“ war aufgewacht. Erst streckte und dehnte er sich ein wenig, dann erhob er sich, wadelte bedächtigt zur Thüre und machte einen Blick in's Nebenzimmer.

„Ah, ah! Ungehört!“ entloß es sei- nen Lippen, als er nicht nur den Diur- nisten, sondern auch den Kanzlisten schlafen sah, und zürnend tief er dem leeren, welcher entsetzt aus seinem Schlofe fuhr, zu: „Herr Tippelmann, auf ein Wort!“ Der Kanzlist erhob sich und folgte seinem Vorstand in's Zimmer. „So beauftragten Sie also den Lammelbein?“ fuhr ihn der Ge- waltige an und setzte dann zu einer Strafpredigt ein: „Herr, haben Sie denn schon alles Pflichtgefühl?“

„Entschuldigter Herr Vorstand“, unterbrach ihn gekränkt der Kanzlist, „ich konnte ja nicht —“

„Was konnten Sie nicht?“

„Anmelden, daß der Diurnist schläft!“

„Warum?“

„Weil — weil — ich wollte nicht stören; Herr Vorstand haben gerade auch ge- z- ge- schrieben!“

„Hm“, machte der Gestrenge etwas betretend und sagte dann in bedeutend milderem Tone: „Na, 's ist gut, mein Lieber; hören darf man seinen Vor- stand nie bei der Arbeit!“

Und seit jenem Tage kümmert sich der Amtsvorstand nicht mehr um den Schlaf seiner Untergebenen.

Wie man's liest.

In einem schwäbischen Dorfe im Ulmer Winkel bestand lange Zeit eine wohlthätige Stiftung. Der Schulze durfte Tag für Tag einen Waden (Semmel) verrechnen, ob er ihn in den Kasse tunkte oder auch gar nicht, ah, dies war in der Urkunde nicht festgesetzt. Da kam es nun einmal vor, daß ein Amtmann die Stif- tungsurkunde verlangte. Der Schul- zath brachte das Attenstüd, schlug es auf und sagte: „Hier steht es!“ und er las, über seine Hornbrille hervor- schauend, vor: „Zweihundert Gulden — jährlicher Zins — zu verwenden zu Schulzwecken.“ Der Amtmann schaute, lachte und sagte: „Zu Schulzwecken, d. h. zur Sebung und Förde- rung des Volksunterrichts.“ Der Schulze aber blieb ganz kühl und erwiderte: „Es kommt da nur darauf an, wie man's liest.“

Der Rechte. „Um eine Wette zu erledigen“, sagte der Besucher im Redaktionsheiligthum, „möchte ich gern wissen, wie lange ein Mensch ohne Nahrung leben kann.“ Fragen Sie den Herrn dort drü- ßen mit den langen Haaren“, antwor- tete der Heulleton-Redakteur. „Ist das der Briefkastenontel?“ „Nein, es ist ein Dichter.“

Ein ehrenreiches Regiment.

Das Grenadier - Regiment König Friedrich der Große (3. Ostpreuß.) No. 4, das durch die Stellung des Prinzen Walbert a la suite der Truppe vom Kaiser besonders ausge- zeichnet worden ist, blickt bald auf eine dreißigjährige ruhmreiche Geschichte zurück. Es ist am 1. Mai 1626 errichtet worden und somit das älteste im preussischen Heere, und hat meistens in Ost- und Westpreußen in Garnison gestanden; von 1698 bis 1701 lag es in Magdeburg, von 1742 bis 1744 in Breslau, 1712 wurde Prinz Friedrich (Friedrich der Gro- ße) Chef des Regiments. Unter den weiteren Regimentschefs befand sich auch der König Johann von Sachsen (1871 bis 1873). 1812 gehörte das Regiment zum Yorkschen, 1813 zum Bülowischen Korps. Die Schlachten von Grobberren, Dennewitz und Leip- zig haben die Ruhmesblätter des Re- giments vermehrt; 1866 focht es bei Königgrätz und 1870-71 bei Almsien, St. Quentin. Wenn gerade Prinz Walbert a la suite des Regiments gestellt wurde, so ist das insofern auch eine besondere Aufmerksamkeit für den Prinzen, als das Regiment sich seine ersten Sporen auf dem Meere verdient hat. Auf der bran- denburgischen Flotte waren Mann- schaften der damaligen Pflauer Kom- pagnie von 1658 bis 1660 einge- schifft; sie haben sich ganz wacker ge- halten; es sind die ersten Marine- truppen gewesen.

Wassertrinken.

Einige Male sollte jeder Mensch täglich Wasser trinken; ein Mensch, der kein Wasser trinkt, gleich einem Wagen, der nicht geschmiert wird. Fiebernden hingegen, sowie Cholera- tranken und an Zuderharnruhr Lei- denden u. s. w. giebt man so viel Was- ser zum Trinken, als sie nur wün- schen und verlangen. Desgleichen ist auch reichlicher Wassergenüß bei man- chen chronischen Krankheiten sehr zu empfehlen. Besonders fördert schlud- weises Wassertrinken (1/4 oder 1/2 stündlich einen Magen- und Darm- katarrh sehr. Auch solche Patienten z. B., bei denen die Ausdünstung ein- nen unangenehmen Geruch hat, kön- nen sich durch reichliches Wassertrin- ken, Bewegung im Freien nebst täg- lichem Bad oder Ganzwaschung u. s. w. in kurzer Zeit bessern. Deswegen kann man aber nicht annehmen, daß vieles Wassertrinken bei allen chroni- schen Leiden ein günstiger Heilfaktor sei. Der menschliche Körper besteht dem Gewicht nach von hundert Thei- len aus etwa neunzig Theilen Was- ser. Selbst seine trockeneren Theile, wie Knochen, Knorpel, Gliederbän- der, Muskel enthalten viel Wasser. Das Blut und das Gehirn, die wich- tigsten aller Organe des menschlichen Körpers, bestehen fast gänzlich aus diesem einfachen Element. Der le- bende Körper kann mit einem bestän- dig geheizten Ofen verglichen werden, welcher fortwährend das Bestreben hat, durch Verdunstung trocken zu werden. Seine natürliche innere Temperatur, 30 Grad Reaumur, geht weiter über die der umgebenden Na- turgegenstände und daher dieses Re- sultat. Wenn Nahrung und Wasser dem Körper längere Zeit vorenthalten werden, trocknet er aus und wird fie- berhaft; in einigen Tagen tritt ge- wöhnlich Delirium ein, und wenn der Versuch noch eine Zeitlang fortge- setzt wird, ist der Tod die unvermeid- liche Folge. Ein Mensch stirbt in etwa drei Wochen ohne Nahrung oder Was- ser, wenn er aber seinen Durst stillen kann, lebt er mehr als zweimal so lange.

Wassertrinken. Einig Male sollte jeder Mensch täglich Wasser trinken; ein Mensch, der kein Wasser trinkt, gleich einem Wagen, der nicht geschmiert wird. Fiebernden hingegen, sowie Cholera- tranken und an Zuderharnruhr Lei- denden u. s. w. giebt man so viel Was- ser zum Trinken, als sie nur wün- schen und verlangen. Desgleichen ist auch reichlicher Wassergenüß bei man- chen chronischen Krankheiten sehr zu empfehlen. Besonders fördert schlud- weises Wassertrinken (1/4 oder 1/2 stündlich einen Magen- und Darm- katarrh sehr. Auch solche Patienten z. B., bei denen die Ausdünstung ein- nen unangenehmen Geruch hat, kön- nen sich durch reichliches Wassertrin- ken, Bewegung im Freien nebst täg- lichem Bad oder Ganzwaschung u. s. w. in kurzer Zeit bessern. Deswegen kann man aber nicht annehmen, daß vieles Wassertrinken bei allen chroni- schen Leiden ein günstiger Heilfaktor sei. Der menschliche Körper besteht dem Gewicht nach von hundert Thei- len aus etwa neunzig Theilen Was- ser. Selbst seine trockeneren Theile, wie Knochen, Knorpel, Gliederbän- der, Muskel enthalten viel Wasser. Das Blut und das Gehirn, die wich- tigsten aller Organe des menschlichen Körpers, bestehen fast gänzlich aus diesem einfachen Element. Der le- bende Körper kann mit einem bestän- dig geheizten Ofen verglichen werden, welcher fortwährend das Bestreben hat, durch Verdunstung trocken zu werden. Seine natürliche innere Temperatur, 30 Grad Reaumur, geht weiter über die der umgebenden Na- turgegenstände und daher dieses Re- sultat. Wenn Nahrung und Wasser dem Körper längere Zeit vorenthalten werden, trocknet er aus und wird fie- berhaft; in einigen Tagen tritt ge- wöhnlich Delirium ein, und wenn der Versuch noch eine Zeitlang fortge- setzt wird, ist der Tod die unvermeid- liche Folge. Ein Mensch stirbt in etwa drei Wochen ohne Nahrung oder Was- ser, wenn er aber seinen Durst stillen kann, lebt er mehr als zweimal so lange.

Papierne Damenhüte. Damenhüte aus Papier, die verein- zelt schon im vorigen Jahr aufstach- ten, kommen, wie „Household Words“ berichten, in diesem Sommer mehr in Mode. Reizend ist z. B. eine hellrosa Toque, die anscheinend aus weichem Stroh ist und sich nur bei genauerer Besichtigung als Papier entpuppt, wie es gewöhnlich zu Lampenschirmen und zu Hüllen für Blumentöpfe gebraucht wird. Zwei Rollen Papier genügen gewöhnlich zu einem Hut. Das Papier wird in 1 1/2 bis 2 Zoll breite Streifen geschnitten. Zwei bis drei Streifen klebt man mit Gummi leicht aneinan- der, um die genügende Länge zu errei- chen. Drei solcher zusammengeliefer- te Streifen werden dann geflochten. Ist alles Papier geflochten, so näht man die geflochtenen Streifen aneinander und gibt ihnen die gewünschte Form, wobei man stets mit dem Kopf be- ginnt. Die Hüte können auf Drahtge- stelle gebracht werden, aber auch ohne Draht halten sie fäacon. Die so ange- fertigten Papierhüte können etwas Re- gen vertragen, aber bei einem tüchtigen Guß halten sie nicht Stand. Die Hauptfäde ist, daß das Papier der Breite, nicht der Länge der Rolle nach in Streifen geschnitten wird, und daß die geflochtenen Streifen sehr sauber mit Seide oder Garn von der Farbe des Papiers genäht werden.

Unterwärts.

„Denke Dir nur, Egon, unser Neffe Udo leidet an Gehirnentzündung!“

„Zehirn? Alle Achtung! Hätte ich dem Jungen jarnich zugetraut!“

Im Schülerjahre 1905.

Junger Dichter (bei einer Soiree auf eine Gruppe von Damen deutend): „Sehen Sie dort die edlen Frauen! Bilden sie nicht, um mit Schiller zu reden, einen schönen Kranz...?“ Freund: „D ja — von Klatschro- sen!“

Unberechenlich.

Frau: „Ich weiß ja, Du suchst nur eine Ausrede, um in's Wirthshaus zu gehen!“ Mann: „Du?“ ... Damit Du siehst, daß dies nicht der Fall, geh' ich jetzt auch so ins Wirthshaus!“

Zartgefühl.

„Weshalb zahlen Sie denn X die hundert Mark nicht zurück, die er Ihnen gebort hat?“

„Aus Zartgefühl. Er könnte sonst denken, ich glaube, daß er das Geld brauche. Na, und das will ich doch nicht.“

Ein feines Geschäft.

Mutter (zu ihrem Sohn, der Aus- träger ist): „... Was, Der Prinzipal hat Dir nicht 'mal den ersten Wochenlohn ausgezahlt?“

Sohn: „S' ist g'tab' kein kleines Geld in der Kasse gewesen, hat er g'sagt — (stolz) dafür bin ich aber jetzt Kompagnon!“

Immer nobel.

„Vater“, sagt das Söhnchen eines Prozen zu diesem, „ich möchte mir auch einmal Schokolade aus dem Au- tomaten holen, wie die anderen Kin- der — gib mir doch einen Nidel!“

„Aber Moriz, Nidel hab' ich doch nie im Portemonnaie!... Da, nimm einmal das Zehnmarkstück — vielleicht geh's mit dem auch!“

Rentabel.

„Die neue Entseftungskuranstalt soll sich ja so gut rentiren!“

Gewiß!... Drei Besizer hat sie bisher schon gehabt — und alle drei sind dick und fett dabei geworden!“

Malice.

Fräulein (Blaustrumpf): „Ich kann in der Nacht nicht schlafen, immer klingen mir die Reime im Ohr wie- der, die ich dachte.“

Herr: „Da sollten Sie doch einen Arzt befragen.“

Beim Rendezvous.

Sie: „Wirst Du mich auch ewig lieben, Hugo?“

Er: „Natürlich! Eine halbe Ewig- keit hab' ich ja hier schon auf Dich gewartet!“

Ein Heuchler.

„Aber Karl, wie kann man nur so lange im Wirthshaus bleiben?“

„Weißt Du, lieb's Weibchen, ich hab' mir auf meinem Dedelstrug Dein Bild anbringen lassen.“

Schwaches Gedächtnis.

Komponist (nach dem Durchfall seiner Operette): „Wenn ich mir nur erinnern könnte, von wem ich die Mu- sik gestohlen hab', damit ich von dem Kerl nie mehr 'was abschreib'!“

Gemüthswohl.

A.: „Das scheint ein ungemüthlicher Mensch zu sein, der neue Gerichtsvo- lzieher.“

B.: „Im Gegentheil, als der neulich meinen Kleiderkranz ausgeräumt hat, da habe ich ihn laut schluchzen hören!“

A.: „Natürlich, weil er nicht's fand!“

Ach so!

Frau: „Hören Sie, Herr Doktor, was ist denn das, mein Mann spricht bei Nacht immer im Traum?“

Arzt: „Das ist sehr erklärlich; Sie lassen ihn eben, wenn er wacht, zu wenig zum Wort kommen.“

Jugend von heute.

Karl (auf dem Hofe rufend): „Mut- ter, Mutter, komm' doch mal an's Fenster!“

Mutter (von oben): „Wat willst denn?“

Karl: „Mein Freund Fritz will nich jlooben, bei De schließt.“

Abgetrampt.

Giebel: „Der Glanz Ihrer schönen Augen, mein Fräulein, soll mir eine Leuchte durch's Leben sein.“

Fräulein: „Ich wäre Ihnen dank- bar, wenn Sie sich um eine andere Be- leuchtung umsehen wollten.“

Su häß.

„Ja, diese Zerstretheit! Denken Sie, neulich gehe ich zur Jagd und vergesse mein Gewehr.“

„Wann merken Sie's denn?“

„Nicht eher, als bis ich später mei- ner Frau einen Hasen auf den Tisch legte.“

Bart beibrachten.

Studiosus (vom Examen heimkom- mend): „Du hast mir 100 Mark ver- sprochen, wenn ich durchkomme, Papa!“

Vater: „Gewiß!... Nun und —“

Studiosus: „Sei froh, die hab' ich Dir erpart!“